

Kind am Sterbebett der Grossmutter sass. Heute untersucht der Theologe mit mehreren Forschungsgruppen Phänomene am Lebensende, etwa die symbolische Kommunikation und das imaginative Erleben. Die Worte von Sterbenden haben oft einen stark symbolischen und bildhaften Charakter. Es sind wiederkehrende Themen, die Menschen am Lebensende beschäftigen. Ein wichtiges Motiv sei das Reisen, sagt Peng-Keller. So berichten Sterbende immer wieder von allerlei Gefährten, von Autos, von Schiffen, von einem Helikopter gar. Oft wollen sie dringende Reisevorbereitungen treffen.

Wie können denn Angehörige reagieren, wenn etwa der Vater oder die Mutter plötzlich noch eine Reise unternehmen will, obwohl er oder sie offensichtlich nicht mehr dazu in der Lage ist? Peng-Keller erzählt von einem Fall, in dem ein Vater, der schwerkrank im Bett lag, seine Tochter dringlich bat, Vorbereitungen für eine Spanienreise zu treffen, die sie gemeinsam antreten würden. Die Tochter verstand die Botschaft und antwortete, ja, er dürfe reisen, doch sie könne nicht mit, sie müsse hier bleiben. Indem sie sich auf die symbolische Kommunikationsebene einliess, wurde auch der Abschied zwischen den beiden möglich.

Pendler zwischen den Welten

Simon Peng-Kellers Büro ist karg, ein Tisch, ein paar Gestelle, Ordner, Bücher. Ein aufgeräumtes Pult. Links davon hängt ein buntes Bild, in dem Jesus am Kreuz vor lauter Farben fast verschwindet. Als es nach der Matura um die Berufswahl ging, schwankte der heute 46-Jährige lange zwischen Medizin, Pflege und Theologie. Für die Pflege fand er sich zu ungeschickt, die Medizin interessierte ihn zu wenig, die Vielfalt der Theologie schliesslich entsprach seinem intellektuellen Interesse. So entschied er sich für das Theologiestudium in Freiburg und Luzern.

Simon Peng-Keller ist ein Pendler zwischen den Welten, zwischen Intellektualität und Kontemplation, zwischen Forschung und Lehre, zwischen Seelsorge und Vermittlung, zwischen Medizin und Theologie. Seine Augen strahlen. Er weiss um die Kostbarkeit des Lebens.

Kontakt: Prof. Simon Peng-Keller, simon.peng-keller@access.uzh.ch

«Die Arbeit geht uns nicht aus»

Der technische Fortschritt vernichtet Arbeitsplätze und schafft neue. Über die Entwicklung der Arbeitswelt sprachen Roger Nickl und Thomas Gull mit der Historikerin Brigitta Bernet und dem Ökonomen David Dorn.

Die Kunstbiennale Manifesta 11, die im Juni in Zürich stattfindet und an der sich auch die Universität Zürich beteiligt (siehe Kasten), steht unter dem Motto «What people do for money». Frau Bernet, Herr Dorn, was tun Menschen denn heute für Geld?

Brigitta Bernet: Die meisten Menschen arbeiten für Geld. Die wenigsten können von Aktien oder Zinsen ihres Kapitals leben. Menschen tun aber auch vieles, ohne dafür bezahlt zu werden.

David Dorn: Die zweite wichtige Einkommensquelle neben dem Erwerbseinkommen sind staatliche Transferleistungen wie AHV oder Invalidenrente.

Welche Bedeutung hat Arbeit heute?

Bernet: Wir setzen in der Regel Arbeit mit Lohnarbeit gleich. Doch es gibt Formen von Arbeit, die dieser Definition nicht entsprechen, etwa Hausarbeit, Spiel oder Kunst. Unser heutiges Verständnis von Arbeit hat sich erst im 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung durchgesetzt.

Dorn: Im bürgerlichen Verständnis gab es die Vorstellung, dass Arbeit etwa Schmutziges und Mühsames sei. Im 18. und 19. Jahrhundert haben die Menschen in den niedrigen Einkommensklassen wesentlich länger gearbeitet als die wohlhabenderen. Mit der Zeit hat sich das verändert. Heute haben Personen mit Universitätsausbildung oft längere Arbeitszeiten als Menschen mit weniger qualifizierten Ausbildungen. Es gehört zu ihrem Selbstverständnis, dass man viel arbeitet.

Heute ist Arbeit mit Prestige verbunden, früher war sie dagegen verpönt?

Bernet: Die christliche Tradition verbindet Arbeit mit Strafe. Seit der Vertreibung aus dem Paradies muss der Mensch sein Brot im Schweisse seines Angesichts verdienen. Auch beim Adel war Arbeit verpönt. Ich bin in Bern aufgewachsen, wo es das Patriziat der Bernburger gibt. Man erzählt sich, dass die Bernburgerin Madame de

Meuron jeweils gefragt habe: «Syt dihr öpper oder nämet dihr Lohn?» Das ist eine eindeutige Abwertung der Arbeit. Zu einer positiven Neubewertung kam es in der bürgerlichen Gesellschaft. Freie Arbeit galt nun als Quelle von Eigentum, Zivilisation und Selbstverwirklichung. Wie man aber bald merkte, entsprach das Fabrikssystem diesem Bild von Arbeit nicht. Hier herrschten Elend, Ausbeutung und Monotonie vor. Unsere heutige Vorstellung von Arbeit ist noch sehr geprägt vom Bild der monotonen Fabrikarbeit.

Dorn: Tatsächlich sind diese Vorstellungen noch sehr präsent. Dabei hat diese Beschäftigungsform

«Heute arbeiten besser Ausgebildete im Gegensatz zu früher mehr als weniger Qualifizierte. Viel zu arbeiten, gehört zu ihrem Selbstverständnis.»

David Dorn

bei uns massiv an Bedeutung verloren. Wir bewegen uns viel stärker in Richtung einer Dienstleistungsgesellschaft.

Bernet: Mit dieser Zeitdiagnose habe ich etwas Mühe. Wenn wir von Dienstleistungsgesellschaft oder auch von Wissensgesellschaft sprechen, nehmen wir nur die nordatlantische Welt in den Blick. Für die Länder des Südens sind das wenig brauchbare Konzepte. Dazu kommt, dass sie die internationale Arbeitsteilung ausblenden, obwohl diese schon immer ein Fakt war und sich seit 1989 noch akzentuiert hat. Heute sind die Waren- und Standortketten komplex und international organisiert. Wenn wir davon sprechen, dass wir uns in Richtung Dienstleistungsgesellschaft entwickeln, sollten wir daran denken, dass dies mit einer Proletarisierung anderer Weltregionen einhergeht.

Die Entwicklung hin zur Dienstleistungsgesellschaft scheint zumindest in der Schweiz sehr erfolgreich



«Die Lohnschere in westlichen Ländern wird immer grösser.» Der Ökonom David Dorn und die Historikerin Brigitta Bernet im Gespräch.

verlaufen zu sein. Hierzulande konnte der Verlust von Industriearbeitsplätzen in den vergangenen zwanzig Jahren kompensiert werden. In den USA ist dies weniger der Fall, wie ihre Forschung zeigt, Herr Dorn. Was ist dort anders als bei uns?

Dorn: Die USA erleben wie fast alle westlichen Länder seit etwa 25 Jahren einen massiven Anstieg des Handels mit Niedriglohnländern, der fast ausschliesslich getrieben wird durch den Eintritt von China ins Welthandelssystem. Die USA unterscheiden sich in ihrem Handel jedoch deutlich von der Schweiz oder Deutschland, weil sie fast ausschliesslich Güter aus China importieren, aber kaum dorthin exportieren. Dagegen gelingt es dem Industriesektor in der Schweiz und in Deutschland, in grossem Masse Produkte wie Uhren, Maschinen oder Autos nach China auszuführen. Im Fall von Deutschland sieht man, dass es einen Verlust von Arbeitsplätzen gibt in Branchen, die mit chinesischen Firmen konkurrieren, aber auch eine Beschäftigungszunahme in Branchen, die neue Exportmärkte erschliessen können. In den USA ist der letztere Effekt viel geringer. Deshalb kommt es dort tatsächlich zu einem Nettoverlust an Arbeitsplätzen.

Was sind die Gründe für die Einseitigkeit?

Dorn: Die USA haben einen Industriesektor, der sehr stark auf den einheimischen Markt fokussiert ist. Deshalb gab es schon früher weniger Produkte, die international konkurrenzfähig sind. Die USA haben in stärkerem Masse als etwa die Schweiz oder Deutschland eine Niedriglohnproduktion betrieben, genau in der Art, wie sie jetzt in China üblich ist. Die Schweiz hingegen hat schon vor Beginn des Handels mit China in vielen der Branchen, in denen China heute erfolgreich ist, kaum mehr Beschäftigung gehabt.

Könnte man sagen: Die Schweiz hat einen Vorsprung bei der Verlagerung der Arbeitsplätze?

Bernet: Mit einem gewissen Sarkasmus könnte man das sagen, ja. Gerade wenn man daran denkt, wie die Schweiz das Problem der Massenarbeitslosigkeit in der Wirtschaftskrise der 1970er-Jahre löste. Nämlich indem sie ihre Gastarbeiter zurück nach Italien schickte. Es gab hier in der Folge fast keine Arbeitslosen, weil das Problem eben exportiert wurde. Heute ist die Situation eine andere. Nach wie vor wird Arbeit aber als knappes Gut wahrgenommen. Mecha-

nisierung, Automatisierung und Digitalisierung scheinen den Menschen aus dem Arbeitsprozess zu verdrängen.

Brigitta Bernet

Historikerin und Oberassistentin an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich. Arbeitet aktuell an einer Geschichte des Humankapitalkonzepts. Forschungsschwerpunkte sind Sozial- und Wissenschaftsgeschichte, Geschichte der Arbeit und Kulturgeschichte der Wirtschaft.

Kontakt: Dr. Brigitta Bernet, bernet@fsw.uzh.ch

David Dorn

Ordentlicher Professor für Internationalen Handel und Arbeitsmärkte am Volkswirtschaftlichen Institut der UZH. Seine Forschung beschäftigt sich mit den Auswirkungen von Globalisierung und Technologie auf den Arbeitsmarkt.

Kontakt: Prof. David Dorn, david.dorn@econ.uzh.ch

Geht uns denn die Lohnarbeit wirklich aus? In der Schweiz scheint es so zu sein, dass sich die Jobs einfach verlagern, von der Industrie noch stärker in den Dienstleistungssektor.

Dorn: Die Befürchtung, dass neue Technologie zu Massenarbeitslosigkeit führt, hat eine jahrhundertalte Geschichte. Als im Mittelalter im Textilsektor neue Technologien wie das Spinnrad eingeführt wurden, gab es Proteste und Verbote gegen diese Maschinen. Auch die neue Entwicklung der Computerisierung der Arbeitswelt hat zu Prognosen geführt, dass uns sehr bald die Arbeit ausgeht. Die verblüffende Feststellung ist jedoch, dass trotz Jahrzehnten mit PC, Internet und robotergetriebenen Maschinen immer noch sehr viele Menschen Arbeit haben. In der Schweiz haben noch nie so viele Menschen gearbeitet wie in den letzten Jahren.

Bernet: Mit der Automatisierung der 1960er-Jahre hat ein ambivalenter Diskurs eingesetzt. Die ingenieurwissenschaftliche Vision von der menschenleeren Fabrik ist auch in heutigen Debatten präsent. Die Frage ist: Ist das nun ein Schreckensbild oder eine Utopie? Für André Gorz, den 2007 verstorbenen französischen Sozialphilosophen, war die menschenleere Fabrik eine Utopie. Er ging davon aus, dass die Arbeit auf Grund der immer effizienteren Produktionsformen auf nur wenige Wochenarbeitsstunden zusammenschrumpfen werde. In den 1980er-Jahren plädierte er für eine radikale Umverteilung der Arbeit. Ein Leben, das von Lohnarbeit weitgehend befreit war, schien ihm möglich. Leider hat eine solche Umverteilung bis heute nicht stattgefunden. Auch die Arbeitszeiten haben sich nicht verkürzt.

Der Topos, Technologie kille Jobs, stimmt offenbar nicht. Weshalb geht uns die Arbeit nicht aus?

Dorn: Tatsächlich ist die Beschäftigung auf Grund des technologischen Fortschritts in vielen Berufen zurückgegangen. Dazu gehört etwa die maschinelle Fliessbandfertigung, wo heute viel mehr mit menschenleeren Fabriken gearbeitet wird. Das ist ausserdem der Fall in gewissen Büroberufen wie Buchhaltung und Sekretariatsarbeit, wo wir heute mit Computern menschliche Arbeit einsparen. Gleichzeitig gab es jedoch einen Anstieg der Beschäftigung in Berufsfeldern, die direkt mit neuer Technologie zusammenhängen. In vielen Ländern ist heute Softwareingenieur



«Etwa die Hälfte des Bruttosozialprodukts unseres Landes wird von Leuten produziert, die keinen Lohn erhalten.» Brigitta Bernet

einer der wichtigsten Berufe. Angestiegen ist auch die Beschäftigung in Berufen, die durch Technologie leistungsfähiger gemacht wurden.

Welche?

Dorn: Dazu gehört das Management, Ingenieure oder Forschende, die dank der Verwendung von Technologie wie grösseren Rechenkapazitäten oder besserem Informationsfluss ihre Arbeit leistungsfähiger ausführen können. Schliesslich sieht man auch einen Anstieg in niedriger bezahlten Serviceberufen – Kinderbetreuung, Altenbetreuung, Putzpersonal oder Arbeiten in Restaurants. Das sind Tätigkeiten, die nicht durch Technologie ersetzt werden können, die aber vermehrt nachgefragt werden, wenn andere Güter dank technologischem Effizienzgewinn und Massenproduktion zu günstigeren Konditionen verfügbar werden.

Ist das nun gut oder schlecht?

Dorn: Gerade in den schlecht bezahlten Dienstleistungsberufen bestehen zum Teil prekäre Arbeitsverhältnisse. Die technologische Entwick-

lung trägt dazu bei, dass die Lohnschere in westlichen Ländern immer grösser wird.

Gibt es eine neue Proletarisierung eines Teils der Arbeitnehmenden?

Bernet: Der amerikanische Ökonom David Weil – er ist quasi der Fabrikinspektor der Regierung Obama – hat vor einem Jahr ein Buch geschrieben, das sich mit der laufenden Prekarisierung der Lohnarbeitsverhältnisse und der Aushöhlung des Arbeitsvertragsrechts in den USA beschäftigt. Die Rede ist von Franchising, Subcontracting, Outsourcing, aber auch Lohndumping und Scheinselbständigkeit. Bei globalen Paketzustellern wie FedEx, DPD oder UPS ist es zum Beispiel Usus, dass Zulieferer nicht direkt eingestellt, sondern als selbständige Sub-Sub-Unternehmer unter Vertrag genommen werden. Sie arbeiten dann auf eigene Rechnung, müssen einen privaten Lieferwagen stellen und sind weder arbeits- noch sozialrechtlich abgesichert.

Geschieht das auch bei uns?

Bernet: Solche Prozesse können wir auch in der Schweiz beobachten. Für mich persönlich ist beim Nachdenken über Arbeit die Einsicht wichtig, dass die Probleme, die Leute in Bangladesch haben, etwas mit uns zu tun haben. Wir sind Teil des globalen Marktes. Wir sollten uns nicht im Gehäuse des Nationalstaats verstecken und die Augen verschliessen vor den internationalen Zusammenhängen. Das scheint mir für eine solidarische Arbeitspolitik wichtig.

Was bedeutet das konkret?

Bernet: Dass wir uns zum Beispiel bewusst machen, woher die Jeans kommen, die wir tragen. Wer alles daran und unter welchen Bedingungen gearbeitet hat. Überhaupt ist ein erweitertes Verständnis von Arbeit wichtig. Noch immer wird die Diskussion vom Normalarbeitsverhältnis geprägt. Wie die Geschichte zeigt, war dieses Modell einer unbefristeten Vollzeitstelle mit Familienernährerlohn, geregelten Arbeitszeiten und guter sozialer Absicherung aber gar nie normal. In der Schweiz war es allenfalls in der Hochkonjunktur und nur für männliche Facharbeiter eine Realität. Es haben immer sehr viele Menschen sehr viel Arbeit jenseits von Normalarbeitsverhältnissen geleistet. Auch heute wird etwa die

Hälfte des Bruttosozialprodukts von Leuten produziert, die keinen Lohn erhalten: Hausarbeit, Erziehungsarbeit, Pflegearbeit und so weiter. Wenn wir an einer exklusiven Idee von Arbeit festhalten, vergeben wir uns die Chance, kreativ, emanzipatorisch und solidarisch über Arbeitspolitik nachzudenken.

Sehen Sie ein solches Denken schon irgendwo am Werk?

Bernet: Von der Debatte zum Thema Grundeinkommen kann man halten, was man will. Sie wird die Idee der Normalarbeit aber sicherlich auflockern. Auch die wachsende Arbeitsmigration wirft neue Frage auf, etwa nach dem Zusammenhang von Arbeit und Staatsbürgerschaft. Wer soll diese erhalten? Welche Kriterien sind massgeblich? Arbeit entwickelt hier eine genuin politische Qualität. Ich glaube nicht, dass sich die aktuellen Fragen in den Schemata der Nachkriegszeit lösen lassen.

Dorn: Es gibt durchaus auch erfreuliche Aspekte der Internationalisierung, die Frau Bernet angesprochen hat. Man darf nicht vergessen, dass auf Grund des Handels mit China und Drittweltländern in ebendiesen Ländern eine deutliche Erhöhung des Wohlstands stattgefunden hat. Sehr viele Leute sind von bitterer Armut auf die Stufe einer geringeren Armut aufgestiegen. Manche konnten sogar ein europäisches Mittelklasseniveau erreichen. Schätzungen besagen zudem, dass die globale Einkommensungleichheit in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Sie steigt zwar in den westlichen Ländern, aber weil hunderte Millionen Chinesen heute ein deutlich höheres Einkommen haben als noch vor zwanzig Jahren, ist die globale Einkommensschere kleiner geworden.

Wir haben über Gewinner und Verlierer gesprochen: Was bedeuten die Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkt für Männer und Frauen? Gibt es da auch Gewinner und Verlierer?

Dorn: Ja, eindeutig. Viele Beschäftigungen, die an Bedeutung verloren haben, etwa in den Fabriken, werden überwiegend von Männern ausgeführt. Wir sehen in betroffenen Gebieten, dass gerade Männer mit sehr niedriger Schulbildung das Segment im Arbeitsmarkt sind, das am stärksten geschwächt wurde. In fast allen westlichen Ländern ist heute auch festzustellen, dass der An-



«Trotz Jahrzehnten mit PC, Internet und robotergetriebenen Maschinen haben immer noch sehr viele Menschen Arbeit.» David Dorn

teil der Frauen bei den Universitätsabsolventen über 50 Prozent liegt. Diese Veränderungen des Jobangebots und des Bildungsstands führen zu Schwierigkeiten, wenn gleichzeitig die Geschlechterrollen traditionell interpretiert werden und vom Mann die Zuständigkeit für den Haupterwerb erwartet wird.

Bernet: Frauen werden auch heute noch schlechter entlohnt als Männer. Es gehört schon fast zur Definition eines Billiglohnlandes, dass die Arbeitskraft dort weiblich ist. Im Westen drängten die Frauen in den 1970er-Jahren verstärkt in den Arbeitsmarkt. Mit den Frauen hielt auch die Teilzeitarbeit Einzug in die Betriebe und Unternehmen. Obwohl es viele Studien und Umfragen gibt, die zeigen, dass auch auf Männerseite eine grosse Nachfrage nach einem reduzierten Pensum besteht, ist Teilzeitarbeit leider oft doch nicht erwünscht. Doch es wäre ein Gewinn, wenn diese «weiblichen» Anstellungsformen vermehrt möglich wären.

Dorn: Die Lohnunterschiede zwischen den Geschlechtern können weitgehend mit Teilzeitarbeit und Unterbrüchen in der Erwerbskarriere erklärt

werden. Karrieren mit Teilzeitarbeit, die in der Schweiz besonders bei Frauen verbreitet sind, führen oft zu einem geringeren Lohnanstieg. Ich bin aber mit Frau Bernet einverstanden, dass es weitere Entwicklungen braucht, um Tätigkeiten einfacher zugänglich zu machen für flexible Arbeitsformen.

Was heisst das konkret?

Dorn: Es gibt sicher ungenutzte Potenziale, um frauentypischen Erwerbskarrieren Steine aus dem Weg zu räumen. Das beginnt bei kleinen organisatorischen Massnahmen, indem man etwa keine Sitzungen zu familienunfreundlichen Zeiten anberaumt. Ausserdem haben wir in der Schweiz immer noch ein System von Besteuerung und Sozialleistungen, das sehr stark optimiert ist auf Familien, in der eine Person für den Erwerb zuständig ist und eine zuhause nach den Kindern schaut. Typischerweise ist der Mann in der ersten, die Frau in der zweiten Rolle. Hier müssen wir darüber diskutieren, ob Anreize, die das traditionelle Familienmodell stützen, auch für die Zukunft sinnvoll sind.

Manifesta 11

«Transactions»

Das Hauptgebäude der Universität Zürich wird vom 11. Juni bis 10. Juli im Rahmen der Kunstbiennale Manifesta 11 zu einem Experimentalraum für wissenschaftliche und künstlerische Erkundungen. In der Ausstellung «Transactions» werden Wechselbeziehungen verschiedener Künste und wissenschaftlicher Disziplinen sichtbar gemacht. Rund 15 künstlerische Arbeiten treffen sich mit ebenso vielen wissenschaftlichen Projekten, die sich mit verschiedenen Aspekten des Manifesta-Themas «What people do for money» auseinandersetzen. Daneben bietet die Universität an der Künstlergasse 12, dem stadtseitigen Eingang der Universität, ein breites Rahmenprogramm mit Performances, Konzerten, Filmvorführungen und Diskussionen. «Transactions» wird durch die Stiftung Mercator Schweiz ermöglicht. www.manifest11.uzh.ch